

«Jedes Konzert sollte unvergesslich sein»

Der Tessiner Pianist Francesco Piemontesi macht seit Jahren weltweit Karriere – ganz ohne medialen Rummel

MARIANNE ZELGER-VOGT

Man sieht ihm den Künstler nicht an. Anstelle des traditionellen Fracks trägt er einen dunklen Anzug, das schwarze Haar ist kurz geschnitten, und so, wie er schnellen Schrittes zum Flügel schreitet, könnte er auch das Pult eines Hochschulprofessors ansteuern. Sobald er dann aber zu spielen beginnt, wird er ein anderer: Die Musik zaubert auf sein Gesicht ein subtiles Wechselspiel der Empfindungen, ganz aus dem Innern heraus – das getreue Spiegelbild seines Musizierens.

Der 1983 in Locarno geborene Francesco Piemontesi zählt heute weltweit zu den gefragtesten Pianisten seiner Generation. Rund 90 Konzerte stehen – zu normalen Zeiten – in seinem Terminkalender, meist in dichter Abfolge. Unvermeidlich stellt sich deshalb zu Beginn unseres Gesprächs die Frage, wie sich die Corona-Krise auf sein Künstlerleben ausgewirkt hat. «Im grossen Ganzen hatte ich Glück, wirklich verloren gingen nicht viele Engagements», erzählt er. «Einige Konzerte wurden ohne Publikum gestreamt, andere verschoben oder, entsprechend den Distanzvorschriften für die Orchester, mit geänderten Programmen in kleinerer Besetzung durchgeführt. Die wichtigste Erfahrung für mich aber war, wie sehr mir das Publikum, die Atmosphäre in einem voll besetzten Saal gefehlt haben.»

Die Streamings und digitalen Medien mögen die Musikbranche gerettet haben, meint er, doch sie könnten die direkte Begegnung von Interpret und Publikum niemals ersetzen. «Als ich nach der Zwangspause in Kopenhagen erstmals wieder unter dem Applaus eines grossen Auditoriums auf die Bühne trat, war ich den Tränen nahe. Die Erfahrung dieser Pandemiezeit hat mich darin bestärkt, dass wir Musiker in jedem Konzert, an jedem Ort alles geben müssen, was wir zu geben haben. Jedes Konzert sollte etwas Einzigartiges, Unvergessliches sein.»

Für die Leidenschaft leben

Doch kann man solche Intensität erreichen, wenn man praktisch pausenlos unterwegs ist, immer wieder mit anderen Programmen, anderen Orchestern? Francesco Piemontesi empfindet das



Er liebt das Reiseleben: der Schweizer Pianist Francesco Piemontesi.

MARCO BORGGREVE

nicht als Zwang: «Ich liebe dieses Reiseleben, und ich bin dankbar und glücklich, dass ich für meine Leidenschaft leben kann. Ich finde es spannend, unter wechselnden Bedingungen aufzutreten, mich anpassen zu müssen. Ich leide nicht gross unter Lampenfieber, doch wenn ich längere Zeit nicht im Auftrittsmodus war, empfinde ich es stärker.»

Dass er ohne Zwang und Druck in seinen Beruf hineinwachsen konnte, hat Piemontesis ganzes Künstlerleben geprägt. Er entstammt keiner Musikerfamilie, aber einer musikliebenden Familie, in der Konzertbesuche selbstverständlich waren. «Meine Eltern haben mich am meisten gefördert, indem sie mich nie gepusht haben. Ich hatte eine ganz normale Jugend.» So absolvierte Piemontesi neben dem Klavierunterricht an der Musikhochschule in Lugano das Gymnasium, bevor er zum Studium an die

renommierte Hochschule für Musik und Theater nach Hannover zog, wo etwa auch der vier Jahre jüngere Igor Levit ausgebildet wurde.

Von Bach bis Lachenmann

Piemontesis internationale Karriere begann, als er 2007 Preisträger beim Concours Reine Elisabeth wurde. Entscheidend waren dann die Jahre 2009 bis 2011, als ihn die BBC zum New Generation Artist erkor. Damals entstanden Kontakte zu vielen der Dirigenten und Instrumentalisten, mit denen er bis heute eng zusammenarbeitet. «Ich habe nie eine Medien-Karriere gemacht, ich hatte das Glück, mich kontinuierlich und ganz organisch entwickeln zu können. Ich konnte mir immer Zeit lassen.» Die Bezeichnung «Netzwerk» hört Piemontesi nicht gern, sie ist ihm

zu geschäftsmässig; lieber spricht er von freundschaftlichen Beziehungen, die auf künstlerischer Wertschätzung und Vertrauen beruhen.

Heute stehen ihm alle Konzertsäle der Welt offen, die Berliner Philharmonie ebenso wie das Amsterdamer Concertgebouw, die New Yorker Carnegie Hall, der Wiener Musikverein und die Suntory Hall in Tokio. Sein Repertoire spannt sich zeitlich von Bach bis zu Helmut Lachenmann und der südkoreanischen Komponistin Unsuk Chin und umfasst neben den grossen Werken für Klavier und Orchester ein breites Spektrum an Solostücken und Kammermusik.

Zwei Fixsterne gibt es in diesem Kosmos: Mozart und Schubert. Von Letzterem hat er in der Londoner Wigmore Hall in einem auf drei Saisons angelegten Zyklus sämtliche Sonaten gespielt.

Mit Mozarts d-Moll-Klavierkonzert KV 466 war Piemontesi jüngst in der Zürcher Tonhalle zu Gast, im Opernhaus steht nun am 6. Februar das B-Dur-Konzert KV 595 auf dem Programm. Schubert widmet er seit 2018 bei der Schubertiade in Schwarzenberg und ebenfalls in der Wigmore Hall einen grossen Zyklus. «Schubert ist eigentlich mein Lieblingskomponist, seine Sprache ist so unmittelbar, so ehrlich, so klar.»

Genau diese Qualitäten sind es, die auch Piemontesis Spiel charakterisieren. Wobei er zwischendurch Parforce-touren nicht abgeneigt ist – wie etwa die Burleske für Klavier und Orchester von Richard Strauss, mit der er 2018 bei seinem Einstand im Zürcher Opernhaus brillierte. Demnächst wird er seine Diskografie um eine Einspielung von Arnold Schönbergs Klavierkonzert erweitern.

Faszination der Klänge

Piemontesi gilt zu Recht als Klangzauberer, doch er ist auch ein Klangtüftler. Seit frühester Kindheit fasziniert ihn der Klang von Glocken; in seiner Jugend konnte er sich nicht sattören an den Stimmen von Maria Callas, Leontyne Price und Lisa Della Casa, der grossen Schweizer Mozart- und Strauss-Interpreten. Die drei Berliner Opernhäuser seien mit ein Grund, weshalb er diese Stadt als Wohnort gewählt habe, fügt er hinzu. Bevor er mit Bachs Goldberg-Variationen auftrat, hat er diese während sechs Monaten zu Hause auf dem Cembalo einstudiert und die dabei gewonnenen Erkenntnisse danach auf den moderneren Konzertflügel übertragen.

Seit 2013 ist der gebürtige Tessiner neben seiner Konzerttätigkeit künstlerischer Leiter des Musikfestivals Settimane Musicali di Ascona. In dieser Funktion vertritt er die Veranstalterseite und hat besser verstehen gelernt, wie Projekte entstehen – und auch, weshalb sie sich manchmal nicht verwirklichen lassen. Vor allem aber ist es eine Rückkehr zu den Wurzeln, denn hier, in Ascona, hat er in seiner Jugend die prägenden ersten Eindrücke empfangen, zum ersten Mal Sinfonien von Beethoven oder Tschai-kowsky live gehört, sich vom Spiel der Pianistin Alicia de Larrocha begeistern lassen. «Mit meinem Einsatz möchte ich dem Festival meinen Dank bezeugen für diese unverlierbaren Erlebnisse.»

Das Ende der Welt ist in Hollywood Routine

Der Katastrophenfilm «Moonfall» von Roland Emmerich bleibt seinem Genre selbst da treu, wo er sich im Wahnwitz versucht

TOBIAS SEDLMAIER

Die Vorzeichen des Infernos werden ignoriert. Die Lage verschärft sich drastisch. In letzter Sekunde gelingt die glorreiche Rettung. An dieser Stelle könnte eine Inhaltsbeschreibung des Films «Moonfall» zu Ende sein. Denn sein Regisseur, Roland Emmerich, der deutsche Haudrauf in Hollywood, drückt in seinem neuen Werk sämtliche Knöpfe des Katastrophenfilms. Dieser hat in den letzten Jahrzehnten seine Formelhaftigkeit und Wiederholbarkeit noch weiter perfektioniert, sein Sujet inhaltlich wie ästhetisch festgezurr.

Am Anfang stehen stets Warnungen, die unerhört bleiben, Signale, die nur von Eingeweihten gedeutet werden können. Bei «Moonfall» ist ausgerechnet die Figur des Verschwörungstheoretikers der heimliche Held. Dieser K. C. Houseman (ein prächtig aufgelegter John Bradley, bekannt als Sam in «Game of Thrones») ist ein Mutter-söhnchen mit fadenscheinigem Dokortitel, mäusezahniger Beflissenheit und einer Katze namens Fuzz Aldrin. Houseman aber hat berechnet, dass der Mond

seine Umlaufbahn verlässt. Der selbsternannte Experte für «Megastrukturen» wusste schon immer, dass der Trabant hohl ist.

Drei auf finaler Mondmission

Natürlich schenkt ihm zuerst niemand Glauben, auf einen solchen Fall ist der ABC-Katastrophenschutz nicht vorbereitet. Auch dies typisch für das Genre: Das menschliche Misstrauen ist der Treibstoff, der den Fortgang der Katastrophe überhaupt befeuert. Als nicht nur der amerikanischen Raumfahrtbehörde Nasa das Unheil allmählich dämmert und durch die verschobenen Gezeiten sintflutartige Wassermassen über die Städte gespült werden, findet Houseman endlich Gehör.

Dem öffentlich und bei seiner Ehefrau in Ungnade gefallenen Astronauten Brian Harper (Patrick Wilson) hatte schon länger geschwam, dass irgendetwas faul im Gestirn sein müsse. Seine letzte Mission im All endete tragisch, ein Teammitglied starb unter nie restlos geklärten Umständen. Praktischerweise ist Harpers frühere Arbeitskollegin Jo-

cinda Fowler (Halle Berry) inzwischen ein hohes Tier bei der Nasa. So bereitet sie für sich selbst und die beiden Underdogs einen finalen Mondflug vor.

Was die drei dort oben entdecken, fügt dem Lauf des Katastrophenfilms immerhin eine Portion Wahnwitz hinzu. Denn die Ursache für den Sturzflug des Himmelskörpers ist nur im allerweitesten Sinn eine natürliche. Ohne zu viel preiszugeben: Im – tatsächlich – Inneren des Mondes kommt plötzlich eine Prise von Marvels «Eternals» oder Ridley Scotts «Prometheus» ins Spiel. Jedoch vergibt der Film hier ebenso wie beim heldenberauschten Ende rasch die Chance, für einmal aus seinem Schema auszubrechen. Wie sehr dieses den Katastrophenfilm prägt, zeigt derzeit auch die noch bis Ende Mai laufende Ausstellung «Katastrophe – was kommt nach dem Ende?» im Filmmuseum Frankfurt.

Mit «Moonfall» beschliesst Roland Emmerich nach «The Day After Tomorrow» (2004) und «2012» (2009) ein Triptychon der Endzeitphantasien, ergänzt durch die Fortsetzung von «Independence Day» (2016). Zumindest in der ersten Hälfte mag man der holzschnitt-

artigen, geradezu altmodisch abgespulten Inszenierung einen gewissen altherbrennen Charme zugestehen. Man kann sich wahlweise darüber ärgern oder amüsieren, wie punktgenau Emmerich Konventionen bedient. Wer den Trailer zum Film gesehen hat, weiss: Genau das, und nicht mehr, wird geboten.

So wird die Handlung absurd verdichtet vorangetrieben; immer wenn die Protagonisten eine wichtige Entwicklung des Geschehens nicht verpassen dürfen, wird diese prompt aus den exakt neben ihnen platzierten Fernsehgeräten verkündet. Und natürlich darf neben der Rettungsmission im All auch eine Familiengeschichte unten nicht fehlen, gewissermassen um das Geschehen wörtlich zu erden. Dass man den Figuren in ihrer Hatz keinerlei Gelegenheit gibt, den Zuschauern ans Herz wachsen zu können, ist bereits Klischee gewordene Gewohnheit.

Die Katastrophe abgeschrieben

Seit Jahren haben Katastrophenfilme Konjunktur, die Angriffe auf die menschliche Existenz erfolgen aus allen denkbaren Richtungen. Die Natur wird

ebenso als rebellische Kraft dargestellt, wie der Mensch mit seiner technologischen Hybris in seine eigene Vernichtung rennt. Das Szenario «Alles Schlechte kommt von oben» hat jüngst auch der Film «Don't Look Up» entworfen. Dessen Versuch einer Satire scheiterte jedoch. Nichts wurde überzeichnet, stattdessen blieb einem beim tragisch zutreffenden Blick auf die menschlichen Unzulänglichkeiten das Lachen im Hals stecken.

Insofern sagt die Machart von «Moonfall» tatsächlich mehr über das filmische Verhältnis zu unserem potenziellen Untergang aus als über den Stand der Welt. Man mag sich das Ende der Erde für Hollywood als routiniert abgespulten Spass vorstellen. Die actionreichen Bilder der Zerstörung wirken so künstlich wie die Rettung der einzelnen Figuren unglaubwürdig; sie springen mit dem Auto über Abgründe oder können, eingeklemmt unter Baumstämmen, ohne Kratzer geborgen werden.

Noch der blasseste Anstrich von Realismus ist dem totalen Eskapismus gewichen. Das Kino hat die Katastrophe so verinnerlicht, dass es sie vielleicht genau deshalb schon abgeschrieben hat.